

Uli Jähler

No Gangs – Gangs No

Jugend, Subkulturen und Gewalt. Eine Berliner Skizze

Fresken auf Augenhöhe

Der weitläufige Bestand gründerzeitlicher Fassaden bietet einen unschätzbaren städtischen Vorteil: flächendeckend verwandelt er die Gesichter der Stadt in Geschichte; und in den Schneisen, Brachen und Überbauungen sind die Wunden offenbar, die Kriegs- und Nachkriegsgeschichte in die alte Struktur geschlagen haben. So, aber nicht nur so hat Berlin der Forderung nach der Lesbarkeit der Städte mehr als andere Genüge getan. Gleichmütig nämlich rahmt dieselbe gründerzeitliche Fassade – genauer, der hervortretende, zur Hochparterre durch einen Sims abgegrenzte Sockel des Souterrains – alle ihre Beschriftungen ein und beglaubigt die erwünschten und die unerwünschten Zeichen und Stimmen der Stadt. Kinderkritzeleien, Graffiti und politische Parolen der jüngst vergangenen Bewegungen überschreiben hier die letzten, verblässenden Hinweistafeln zum wilhelminischen Berlin, zu »Holz und Kohlen« und »Destillen«. Hier, auf Augenhöhe, hat die Stadt ihre (sozial-)geschichtlichen Randnotizen abgelegt.

Aber sie alle sind dabei, ihre Haltbarkeitsdauer zu überschreiten, seit sich das Ornament des HipHop, der amerikanischen *gangs* und *ghettos*, mit bislang unbekanntem Anspruch auf Vollständigkeit ausgebreitet hat. Wie Endlosbänder signieren *tags*, hyroglyphengleiche Namens Kürzel, die symbolische Inbesitznahme ganzer Straßenzüge und Blöcke, Eingänge und Höfe in den verdichteten westlichen und östlichen innerstädtischen Bezirken. Auf Brandmauern und den Flächen, die die U-/S-Bahnhöfe und -Strecken bieten, blühen die kryptischen Buchstaben und Comic-Fantasien zu *pieces*, Wandbildern, auf. Außer Zweifel steht: die *tags* und *pieces* halten nicht, was sie beschwören – die *gangs* und *ghettos* nach amerikanischem Muster gibt es nicht. Aber die Sprayer und Tagger malen die Gang- und Ghettofaszination, die tausende unterprivilegierte Jugendliche, zumal die Einwandererkinder, ergriffen hat. Tatsächlich stellen sie die Avantgarden einer neu entstehenden städtischen Unterschicht. Die Berliner Sozialstatistiken, soweit vorhanden, legen davon Zeugnis ab. Mit schlechtesten Schulabschlüs-

sen und höchster Arbeitslosigkeit bevölkern sie die Viertel der Bezirke, wo wachsende Angewiesenheit aufs Sozialamt ansonsten mit der De-industrialisierung der Stadt und dem Rückzug der kommunalen Verwaltung, vom Jugendzentrum bis zum Arbeitsamt, zusammengeht. Und ethnische Diskriminierung, die wirklich erlebte und die bloß eingeredete, tönt die eigene Erfahrungswelt mit den aus Videoclips gewonnenen exotischen Farben der amerikanischen Slums und des schwarz-weißen Rassenkrieges.

Aus solchem zugleich realen und fantastisch bizarren Spektrum, in dem handfeste Marginalität, der schöne, morbide Schein der Pop-Kultur und subkulturelle Selbstorganisation zusammenfließen, sind auch die Namen der Araber Boys, der 36er Prinzen-Killer, Black Panthers oder Turkish Mafia Kids komponiert. Aber der hiesige Traum vibrierender Überlebenskämpfe berührt sich mit der vorbildhaften Wirklichkeit am entscheidenden Punkt des Unterschieds. Ein Schlaglicht wirft darauf das Ereignis, das den *tags* ihren Namen und den Anlaß massenhafter Verbreitung gab. Gewiß ironisiert der Begriff die konventionellen »tags«, die gewöhnlichen Etiketten und Preisauszeichnungen der Waren. Doch den Titel des Erfinders darf ein junger *writer* zu Beginn der 70er Jahre für sich reklamieren, der sich *taki 183* nannte. Als Botenjunge verteilte er per Filzschreiber seinen Namen und die Nummer der Straße, in der er in Manhattan wohnte, überall in der Stadt. Unter der Hand geriet so jedes auch in der New Yorker Bronx angelandete *taki* ebenso zur Botschaft der List, die Demarkationslinien und -zeichen dortiger rivalisierender *gangs* als einzelner durchbrechen zu können. Und was für die Graffiti als eine ihrer Ausdrucksformen, gilt für die Kultur des HipHop überhaupt: jeder breakdance ein solistischer und artistisch getanzter statt blutig ausgefochtener Bandenkrieg; jeder rap eine sublimierte Rivalität, gesungene Schmährede, als Kommentar dazu (Meyer/Hebecker 1995, 149f). HipHop bot den Versuch, den thrill des Ghettos zu bewahren, aber die wirkliche Zerstörungsmacht und hysterische Gewalt der *gangs* in Kunst zu verwandeln. (Und selbstverständlich ist seither die Kunst des HipHop vom Rückfall in Propaganda für die Gewalt bedroht.)

Nun wirft dieselbe Kunst, seit mehr als einem Jahrzehnt aus der Bronx nach Berlin und anderswo übertragen, ihre Botschaften als subtile und trotzdem folgenreiche Menetekel an die Wand. Sie prophezeien keine amerikanischen Verhältnisse. Aber sie drücken die Aufkündigung allgemeiner Verbindlichkeiten und politischer Vermittlungsversuche, nicht nur durch randständige Jugendliche, sondern von allen Seiten in der Stadt aus. Gewiß beschlagnahmten die Tagger und Sprayer, anders als vorgängige Jugendbewegungen und -subkulturen, nur noch zu privaten Zwecken den öffentlichen Raum – Ich spraye, also bin ich. *Fame inclusive* (und bisweilen, angesichts gelungener und waghalsig plazierter *pieces*, ja zu Recht). Wo in U-Bahnzügen *battles*, Kämpfe um einen Vorsprung an Präsenz und Repräsen-

tation ausgetragen werden; wo auf Bahnhöfen Grenzmarkierungen und Drohungen konkurrierender Gruppen verzeichnet sind, da entziehen sie sich dem Verständnis der Nichteingeweihten. Die Kontrahenten haben Territorien abgesteckt, durch die die unbeteiligten Passanten ahnungslos hindurchziehen. Die regulären Stadtbewohner und -vertreter nehmen, wenn überhaupt, nur die schmutzigen Schmierereien, aber niemals die Anzeichen künftig möglicher sozialer Realitäten zur Kenntnis: die Genese einer urban underclass eigener Prägung, in der geringes Bildungsniveau, das Wegbrechen ehemals noch erreichbarer industrieller Arbeitsplätze, eine wachsende Segregation des Wohnungsmarktes und ethnische Spaltungslinien eine stabile städtische Armutskultur mit anomischen Folgen kultivieren.¹ Vielleicht kommt die Unlesbarkeit der Fresken auf Augenhöhe ja der Blindheit der Stadtbürger entgegen. Doch solche Ignoranz besitzt in Berlin, der so zweideutig, sozial und politisch, tief gespaltenen Stadt, eine eigene Paradoxie. Die malernde Szene hatte an der Mauer ja das längste Graffito der Welt. Und im selben Jahr 89, als die Mauer fiel, brachen in Berlin auch die bis dahin größten Scharmützel zwischen rivalisierenden Banden unterprivilegierter Jugendlicher auf. Doch das offizielle Berlin, das dann die Mauer musealisierte und in alle Welt verkaufte, schlug die gemalten Vorboten einer kommenden städtischen Armutskultur nur dem Ende des Ost-West-Konfliktes zu. Vorne bunt und hinten grau.

Wo Gewalt zum Thema wird, mehren sich die Blickbeschränkungen bekanntlich auf allen Seiten. Dennoch, ich will mich im folgenden weder in einer Genealogie der Jugendgewalt noch in einer Methodologie ihrer theo-

1 Natürlich entspricht auch der Begriff der urban underclass den amerikanischen Verhältnissen in den Ghettos, den innerstädtischen Armutsgeländen. Bremer/Gestring (1997) skizzieren die amerikanische Debatte und prüfen ihre Übertragbarkeit auf die BRD, insbesondere ihre ausländische Migrantenbevölkerung, mit dem Ergebnis eines Noch Nicht. Die Entstehung einer neuen Unterklasse würde freilich – namentlich in den krisengeschüttelten Städten des Nordens (Berlin, Bremen, Hamburg, das Ruhrgebiet) – umso wahrscheinlicher, je mehr entgegensteuernde Sozial-/Politiken, Arbeitszeitverkürzungen und Neuverteilung der Arbeit, Regulierung des Wohnungsmarktes, Integration von Ausländern, ins Hintertreffen gerieten. Allerdings sind ja auch die prinzipiellen sozialstaatlichen Riegel zu betonen, die im politischen Institutionengefüge der BRD mit seinen Maximen des Lastenausgleichs zwischen Ländern und Kommunen, zwischen strukturschwachen und -starken Regionen und Stadtteilen bislang noch die räumlichen Verwahrlosungen behindern, die in den innerstädtischen Slums und Ghettos wirksam sind. Bei Schneider-Sliwa (1994) ist nachzulesen, wie das politische System der USA jenseits institutionell verankerter Ausgleichsprinzipien im Zusammenspiel von Bundes- und Kommunalpolitik Zirkel wachsender Verelendungen schafft, bis daß sich selbst überlassene Zonen einer urbanen Wildnis noch von den minimalsten infrastrukturellen Versorgungs-, den Buslinien, der Müllabfuhr etc., abgeschnitten werden. Davon sind die deutschen Städte noch weit entfernt, auch wenn, wie Mayer (1997) in einem Vergleich von Berlin und Los Angeles darlegt, global gewordene Zwänge ökonomischer Restrukturierung in beiden Städten auch ähnliche Folgen neuer urbaner Konfigurationen und sozialer Polarisierung gezeitigt haben.

retischen Herleitung versuchen. Stattdessen eine soziale Kartographie und kulturelle Phänomenologie der urbanen Gewalt in Berlin. »Kleine Kriminologie« und »Wilde Kinder« stehen als Titel dafür. Und auch weil die Ursachen der wachsenden Gewalt weniger in der Jugend selbst als in den auf sie wirkenden Kräften liegen, leiten mich dabei primär nicht weit ausholende Erklärungen, sondern dichte Beschreibungen an.

Kleine Kriminologie

Lange hatte das linke Milieu die Berliner Gewaltereignisse und -szenarien bestimmt. Hausbesetzer und Autonome errangen letzte Siege und Erfolge, untermalt vom neuen Lärm des Punk. Doch in ihrem Schatten betraten mehr und mehr andere Akteure die Bühne der Stadt: Fußballfans und Skinheads einerseits, Banden von Migrantenkindern und -jugendlichen andererseits. Das vervielfältigte nicht nur die Schauplätze des wilden Lebens. Die Regularien der Jugendkultur änderten sich, als zu Beginn der 80er Jahre den jungen, gebildeten Außenseitern aus freien Stücken erste Stoßtrupps aus bildungsferne(re)n Schichten, von Jugendarbeitslosigkeit und unfreiwilliger Marginalität tangiert, in die Arenen folgten. Hools ignorierten die linke Tugend der Rechtfertigung der Randalen, radikalisierten die schiere Lust an wütender Gewalt; Skinheads kleideten sie in neue Rechtfertigungen ein. Dem – politischen oder pop-kulturellen – Internationalismus folgte Fremdenhaß. Das formierte junge Ausländer, selber angriffslustig, erst recht zur Gegenwehr. In den Rissen der Jugendkultur wuchsen die Rivalitäten, und mit den Feindschaften kreuz und quer sickerte eine knappe Dekade lang die wechselseitige Gewalt in die jugendlichen Lebenswelten ein.²

Auch in einer Chronik Berliner Jugendgewalt würden schließlich die Jahre 89/91 als Wendejahre verzeichnet stehen: eine Zeit der Bandenkämpfe mit beweglichen Fronten, eines innerstädtischen Gewalttourismus zwischen den Bezirken und dem West- und Ostteil der Stadt begann. Wo neben den Stichwaffen auch der Baseballschläger zum privilegierten »joystick« wurde, stieg entsprechend die Zahl der Verletzten und bisweilen sogar Toten an.

Aber der »Krieg in den Städten«, den zwei Berliner Journalisten (Farin/Seidel-Pielen 1991) in ihrem gleichnamigen Buch suggerierten, fand und findet hier nicht statt; ebensowenig wie die »Jugendgangs in Deutschland«, so der Untertitel, ihren Namen verdien(t)en. Ein loser Blick in andere Berichte, ebenfalls geschrieben im Gefolge der in allen westlichen Metropo-

2 Nach der Vorarbeit der strategischen Kerne holt zeitverzögert die allgemeine Kriminalstatistik auf. Zwischen 1987 und 1989 steigt bundesweit (einschließlich Westberlin) die Gewaltkriminalität der Jugendlichen und Heranwachsenden an. Und auffällig: Früher und intensiver markieren die 14-18Jährigen vor den 18-21Jährigen die Trends – bei den Delikten der Körperverletzung wie beim Raub (Pfeiffer 1995, 33ff).

len während der 80er Jahre angestiegenen Jugendgewalt, widerlegt die Behauptung und macht die – qualitativen und quantitativen – Maßverhältnisse klar.

50-70.000 schwarze (und Einwanderer-)Jugendliche, so schätzt man in Los Angeles, sind dort in *gangs* organisiert. Ihre Hinterlassenschaft: mehrere hundert eigene Tote pro Jahr (Davis 1994, 310, 352f; Ohder 1992, 37). Aus einer Chicagoer Sozialsiedlung, von den *Vice Lords* kontrolliert – geschätzter Wochenumsatz an Drogengeldern: 50-100.000 Dollar –, ist über den pädagogischen Alltag einer Mutter in einer Parterrewohnung berichtet; unermüdlich trainiert sie ihren drei kleinen Kindern zum Schutz vor Querschlägern bei den ortsüblichen Schießereien das reflexhafte Auf-den-Boden-Legen an (Kotlovitz 1993, 34, 54ff). Ein Sozialarbeiter, zum Romancier der *gangs* in Oakland geworden, berichtet von den Praktiken, den Nachwuchs zu beschaffen: ein 18-jähriger Dealer wirbt 12-jährige Kinder als Straßenverkäufer und bezahlt mit Schnellfeuerwaffen, die bei der Konkurrenz und bei säumigen Kunden Nachdruck verleihen (Mowry 1993).

Streetgangs bilden hoch organisierte Gruppen. Ihre Basis – eine territoriale, gegen Rivalen mörderisch verteidigte Ökonomie des Drogenhandels, der Schutzgelderpressung, des Diebstahls, Raubes und der Hehlerei; das routinierte Rekrutieren von Nachwuchs macht die *gang* auf Dauer stabil; so sind auch die funktionalen Rollen und Positionen – vom »Präsidenten« und seinen »Ratgebern« über »Kriegsminister«, »Verhandler«, »Waffenwart« hinab zu den jüngsten Mitgliedern – auf mehrere Generationen der 15 bis 50-Jährigen verteilt. Und kaum besäße die Sozialform der *gang*, seit Irene sie im 19. Jh. erfanden, solche historische Kontinuität, wäre sie nicht tief eingelassen in die Einwanderungs- und Sozialgeschichte amerikanischer Städte. Sie hat mit den wachsenden kriminellen Gewinnen auch die Aufstiegswege vormaliger underdogs in die gute Gesellschaft, der Politik und Wirtschaft, organisiert.³ Die Gründe des explosionsartigen Revivals amerikanischer *gangs* in den 70ern, erst recht den 80er Jahren sind komplex. In Bündiger, zugespitzter Formulierung: nachdem der Abbau innerstädtischer Industrien und die Auslagerung der erfolgreichen tertiären Wirtschaft in die suburbs

3 Whyte (1943) hat den Klassiker zur Street Corner Society, zu den Relationen von *gangs*, *rackets*, Politik und Geschäft anhand des Einwanderer- und Elendsviertels Cornerville/Eastern City geschrieben. Seine Befunde über die Verknüpfung der legalen und illegalen Ökonomie und die Kanäle sozialer Mobilität gehören nicht nur zu den Grundeinsichten amerikanischer Kriminalsoziologie (vgl. Cloward 1959/1968), sondern ja auch zur populären Legende der *gangs*; so sehr, daß Sergio Leone sein filmisches Epos über die Geschichte einer Gang, *Once upon a time in America* (1982-1984), zugleich als Bilanz eines Genres und der (Verfalls-)Geschichte des American Dream inszenieren konnte. Und auch weil die Legende eine frei verfügbare »kulturelle Ressource«, eine »Zugangschance zu illegitimen Mitteln« darstellt, können tausende *youth gangs* auf niederem Niveau der Erwerbs- und Gewaltkriminalität operieren.

die problematischen inner cities als entkoppelte, ökonomische Branchen zurückgelassen hatte, folgte die Gegenökonomie des crack. Heute haben die *gangs*, wie Mike Davis (1994, 355ff) für Los Angeles gezeigt hat, den Hausierhandel der fatalsten aller Drogen übernommen, während einzelne, im *ghetto* aufgestiegene »Lumpenkapitalisten« die Kommunikations- und Karrierebrücken zu den Großhandelshierarchien und Kartellen des Drogenweltmarktes bauen.

Damit halten in Berlin nur martialische Namen Schritt. 1600 Personen hatte Ende 1990 die Arbeitsgemeinschaft Gruppengewalt der Polizei nach gut einjähriger Arbeit in ihrer Kartei für Westberlin erfaßt; 400-500 rechnete sie einem harten Kern von Kombattanten zu. Ihren Schätzungen gemäß schlugen rund 4000 Jugendliche zwischen 14 und 25 Jahren aufeinander ein.⁴ Doch auch die *Fighters* oder die *Turkish Foreign Mafia*, aus Cliquen zu losen Gebilden mit allerdings festem outfit vernetzt, organisieren die *action* der 14-19jährigen, keine Erwerbskriminalität. Straftaten, kommentierte der Kriminologe Ohder die Lage, gehören zur Praxis, nicht zur Programmatik der Gruppen (1991, 67, 95ff). Gelassen verbuchte die Jugendsoziologie intensivere, aber gewöhnliche Devianz von *peer groups*. Oder, um mit Joachim Kersten zu sprechen: Junge Männer, verwurzelt in der »Männlichkeitskultur marginalisierter Schichten und Ethnien«, aber ausgeschlossen von Macht, Kontrolle, Status, und gesellschaftlich anerkannter Tätigkeit, agieren untereinander die Männlichkeitsbeweise aus (1997, 109; 1993).

Es sind nur einzelne darin, die routiniert den Weg vom inzwischen gewohnten Standard der Jugenddelinquenz – den flächendeckenden Sachbeschädigungen in den öffentlichen Verkehrsmitteln, den Diebstählen und manchmal brutalsten Körperverletzungen – zur professionellen Karriere gehen.⁵ Ansonsten liegt Berlin weiterhin im Trend: die Kriminalitätsbelastung der 14-21jährigen steigt. Der Raub unter Gleichaltrigen, das klassische Delikt, und die dabei eingesetzte oder angedrohte Gewalt weisen die

4 Die erweiterte AG Jugendgruppengewalt ging aus der im April 1989 eingerichteten AG Skinheads hervor. Heute existiert – neben den »Operativen Gruppen Jugendgruppengewalt« und den Fachkommissariaten in den Direktionen – die Zentralstelle für Jugendsachen beim Landeskriminalamt der Berliner Polizei. Die nun hier zentralisierte Statistik wertet Raub, Körperverletzung, Bedrohung, Sachbeschädigung und Begleitdelikte wie unerlaubter Waffenbesitz dann als Jugendgruppengewalt, wenn diese Delikte von mindestens zwei Tätern im Alter von 8 bis zu 25 Jahren begangen werden oder wenn ein Einzeltäter die Gruppe als Machtinstrument einsetzt. Zu den aufgeführten Zahlen vgl. Ohder (1992, 9f, 67) und Farin/Seidel-Pielen (1991, 8).

5 Etwa 80 Personen mit mehr als 6 anhängigen Verfahren in den Jahren 89/90 errechnet Ohder (1992, 74) aus den Daten der polizeilichen Kartei Jugendgruppengewalt. 65 Intensivtäter (mehr als 10 rechtswidriger Taten pro Jahr verdächtigt) gibt der Jahresbericht 1995 der Zentralstelle für Jugendsachen, Jugenddelinquenz in Berlin, S. 30, an. Von 100 dauerhaft gewalttätigen, kriminellen Jugendlichen im Bezirk sprach jüngst die Kreuzberger Jugendstadträtin in ihrer Antwort auf eine Anfrage der SPD zur Jugendgewalt und -kriminalität (taz vom 1.12.97).

höchsten Zuwachsraten auf. Die jüngste Statistik zur Jugendgruppengewalt gibt Auskunft, wie sich von 1992 bis 1996 der Raub von 2363 Fällen auf 4818 gut verdoppelt hat. Und der Einsatz von Waffen, erstmals für 1994 registriert, ist binnen zweier Jahre von 1045 auf 1945 Nennungen emporgeschwungen (Jugenddelinquenz in Berlin, Jahresbericht 96, 18). Unbezweifelbar der überproportionale Anteil, der aufs Konto ausländischer Jugendlicher geht. Ihre – wie es heißt – »Tatverdächtigstenbelastungsziffer« liegt durchschnittlich doppelt so hoch wie die der deutschen Gleichaltrigen (ebd., 4). In Schöneberg, Kreuzberg oder Neukölln machen sie sogar 2/3 der Ermittelten aus (ebd., 20). Der extreme Ausschlag relativiert sich indes auch an ihrer überproportional hohen Zahl unter den Altersgleichen, insbesondere in den schlechten Quartieren, in denen eh die meisten Migranten leben. Überhaupt markiert die map of crime einen sowohl gut bekannten als im Detail auch überraschenden Weg durch die Stadt.

Gleichförmig verteilt die allgemeine Statistik die Delikte über die Berliner Bezirke. Anders verteilen sich die Brennpunkte der jugendlichen Delinquenz und Gewalt.⁶ Innerhalb der Stadtfläche kristallisieren sie eine eng umreißbare, klar gezeichnete Topographie des wilden Lebens aus: Straßenzüge und Viertel in prekären Wohngebieten, Ereignisorte, Verkehrslinien. Ironischerweise legen diese »combat zones« ihre Spur geradezu in Gestalt einer Sichel durch den Westteil der Stadt: ein Halbkreis, der einen Bogen vom Wedding über Moabit, Charlottenburg, die westliche Innenstadt zum Kottbusser Tor bzw. Hermannplatz in Kreuzberg und Neukölln zieht, um dann in gerade Linie nach Südosten, zur Gropiusstadt zu gehen. Der Ostteil dagegen spannt seine Fronten längs der S-Bahnen nach Treptow, bzw. Marzahn und Hellersdorf.

Eine vertraute Typologie delinquenter Stadträume bildet sich ab. Da sind zum einen die innerstädtischen westlichen Bezirke, in denen die – seit der politischen Vereinigung sprunghaft vertiefte – Polarisierung bzw. Verarmung der Stadt am härtesten durchschlägt.⁷ In den prekären Distrikten stellen ausländische Jugendliche fast oder mehr als die Hälfte der gleichaltrigen Wohnbevölkerung. Das konzentriert mit den überhaupt fehlenden oder schlechten Schulabschlüssen die geringe Berufsausbildung und erst recht die Jugendarbeitslosigkeit. Deren Quote unter den Ausländern ist aus diversen Gründen schlicht unbekannt. Gingen Schätzungen schon 1989 auf 30% (Ohder 1992, 136), so wird heute mit Zahlen zwischen 40 und 60% jongliert (Tagesspiegel vom 25.3.97). Als Träger trauriger Rekorde stützen

6 Sie sind den Quartalsberichten der Zentralstelle für Jugendsachen zu entnehmen.

7 Das sind in der Rangfolge der Belastungen: Kreuzberg, Tiergarten, Wedding, Neukölln, Schöneberg (vgl. Sozialstrukturatlas 1997, 8). Der östliche Stadtteil steht besser da. Und von den drei ärmeren Bezirken sind Prenzlauer Berg und Mitte auf der Rangliste erheblich nach oben gerückt (vgl. Sozialstrukturatlas 95, 23).

sie jedenfalls die bezirksspezifischen Trends. In Kreuzberg, das die Berliner Spitze hält, lag 1996 die Arbeitslosenquote bei 26%, der Anteil der Sozialhilfeempfänger an der Bevölkerung auch schon bei 13% (Sozialstrukturatlas Berlin 1997, 23, 25). Und da das hiesige Armutsprofil insbesondere die Kinder (Alleinerziehender und einkommensschwacher Familien) trifft, wird in Gesamtberlin heute jedes 5. eingeschulte Kind als Zahlungsadressat der Sozialämter geführt. Den groben Daten fügen Sozialarbeiter ihre kleinräumigen Beobachtungen hinzu: die Verwahrlosung ganztägig unbeaufsichtigter, streunender Vorschulkinder, schlechte Ernährung und Mangel an Winterkleidung, steigende Aggressivität etc.⁸ Im existentiellen Nirgendwo, in den Niemandsländern zwischen versagenden Elternhäusern, gemiedenen Schulen und versperrten Wegen zu Arbeit und Beruf wachsen die delinquenten Binnenländer der jüngsten und jungen, sozial, kulturell, ethnisch Ausgebürgerten heran.

Andererseits die neueren Großsiedlungen des sozialen Wohnungsbaus, die funktional entmischten Wohn- und Schlafsilos in relativer Entfernung zur inneren Stadt. Auch hier lastet sozialer Innendruck: ein dem – westlichen wie östlichen – Sozialstaat verpflichtetes, homogenes Milieu der Arbeiterschaft und unteren Mittelschicht, das die Angst vor Deklassierung gemeinsam mit der Ausländerfeindlichkeit an die Kinder weiterreicht.⁹ Und was hier an kumulierter Armut fehlt, wird durch die buchstäblich in Stein gehauene und in Beton gegossene Langeweile wettgemacht. Auch weil sonst nichts los ist, finden die örtlichen Scharmützel im Märkischen Viertel und der Gropiusstadt, in Lichtenberg, Hellersdorf und Marzahn längs der U- und S-Bahnlinien statt.

Erstaunlich bleibt freilich die unterschiedliche Verteilung der Delikte in der Stadt. Es scheint in der Summe, als ob das statistische Durchschnittsopfer von 1995, männlich und 22 Jahre alt, im Wedding wie in Schöneberg und erst recht in der City mit Raubüberfällen vertraut geworden ist; auf dem Weg nach Osten kann es sich nun schon in Kreuzberg und Neukölln, den sozial schwierigsten Stadtteilen, an die steigende Gefahr der Körperverletzung gewöhnen, die in den südöstlichen Stadtteilen Friedrichshain, Lichtenberg, Treptow und Köpenick notorisch ist; in Hellersdorf und Marzahn, Hohenschönhausen, Prenzlauer Berg und Weißensee, den nordöstlichen Bezirken, holt auch der Raub dann wieder auf.¹⁰ Kein Wunder, zwischen

8 Diese Beobachtungen sind dem Neuköllner Kinder- und Jugendhilfebericht entnommen. Für Berlin bislang einzigartig werden hier die Problemlagen Jugendlicher nach den statistischen Gebieten sozialräumlich ausgewertet.

9 Die Wahlergebnisse legen Zeugnis davon ab. Das Märkische Viertel und die Gropiusstadt im Westen, im Osten Hellersdorf und Marzahn stellen einen Gutteil der REP-Wählerschaft, mit jeweils extrem hohem Anteil der jungen Wähler.

10 Diese denkwürdige Verteilung geht ebenso aus den absoluten Zahlen wie auch aus dem relativen Anteil hervor, den Raub und Körperverletzung jeweils an den insgesamt regist-

Gedächtniskirche und Bahnhof Zoo, um die Discos und Kinos der City herum steigt die samstägliche Fieberkurve an. Darüberhinaus fällt eine Interpretation nicht leicht. Vielleicht trifft auf die bezirklichen Unterschiede die ökologische Faustregel urbaner Kriminologie zu, daß der Raub mit Armut, die persönliche Gewalt mit sozialer Desintegration korreliert, mit Anonymität, zerrütteten familialen Verhältnissen und schwindender nachbarschaftlicher Kontrolle (Ohlemacher 1995, 712ff).¹¹ Andererseits haben wohl auch die rechtsextremen Skinheads, wo sie die östlichen Stadtteile dominieren, ihren Akzent in die Statistik der Polizeidirektionen geschlagen. Das deutet überhaupt eine bundesdeutsche Typik und eine Berliner Besonderheit an. Jugendgewalt ist stark durch das politische Selbstverständnis strukturiert. Politik, nicht die kriminelle (Drogen-) Ökonomie wie bei den amerikanischen *gangs*, zerlegt die Stadt in subkulturelle Reviere und zieht den Nachwuchs für die Szenen heran. Aktivisten der politischen Jugendkultur aller Fraktionen haben die Territorialitätsmuster in nun schon langen Zeiträumen adaptiert und stabilisiert. Im selben Maße, wie das linke Milieu die Universität verließ und sich zuletzt in Hausbesetzungen reproduzierte, hat es auch eine neue Generation und einen neuen Typus von Territorialkämpfern sozialisiert: Autonome gaben zu Beginn der 80er die Parole »Bildet Banden« aus, um ihr Kreuzberg von Faschos und den verhaßten Vorposten sozialer Aufwertung in SO 36, der »BAT-II-A Mittelschichtkultur«, zu befreien. Und die neue Zentralität Kreuzbergs nach dem Fall der Mauer hätte dem Kampf gegen die »Umstrukturierung« des Stadtteils erst recht neue Nahrung verliehen, wären ihre Nachfolger nicht so zahlreich seit 1990 nach Friedrichshain, Mitte und Prenzlauer Berg verzogen. Dort liegen sie, wenn sie sich nicht zur Ruhe gesetzt haben, mit den Rechtsradikalen der angrenzenden Ostbezirke im Kampf. Die haben – nach dem eskalierenden Zwischenspiel zweier Hausbesetzungen durch Neonazis in Lichtenberg – an den Skinheads ihre Platzwarte; an jenen also, die durch die Schule der wechselseitigen Trophäen- und Menschenjagd der Fußballhools und erst recht des virulenten Hasses auf Asylbewerber im Osten samt seinen Erfolgen in Hoyerswerda und Rostock gegangen sind. Und die schlagenden Verbindungen der Einwandererkinder hatten sich ebenfalls während der 80er Jahre schon unter Vorzeichen der Verteidigung gegen

rierten Delikten haben (vgl. Jugenddelinquenz in Berlin, Jahresbericht 96, 19).

11 Entsprechende systematische Untersuchungen existieren für Berlin nicht. Der Neuköllner Kinder- und Jugendhilfebericht 96 (103, 108, 113) legt jedenfalls dar, daß in den sozialstatistisch überdurchschnittlich gut platzierten Gebieten der Gropiusstadt und Umgebung Familienprobleme wachsen, Erziehungsschwierigkeiten, ja elterliche Forderungen nach Heimunterbringung der Kinder immer häufiger zu beobachten sind. Und erst recht in Hellersdorf (1994: 286; 1996: 421) und in Marzahn (1994: 451; 1996: 639) steigt nach Angaben des Statistischen Landesamtes die Zahl der Fremdunterbringung von Kindern und Jugendlichen an.

ausländerfeindliche Angriffe formiert.¹²

Heute nähert sich die administrativ geeinte Stadt subkulturell ihrer stabilen Dreiteilung an – das Lokalkolorit des Westens wird von den Migranten, das des Ostens von Faschos eingefärbt; Autonome haben sich in Mitte und Prenzlauer Berg an die eingesessene Szene und die dort umherschweifende jüngste Bohème der ganzen Stadt assimiliert.

Die regionalen Hegemonien erklären im übrigen auch das Verschwinden der namhaften großen Migranten-Gruppen wie der 36 Boys aus den Kampfesarenen. Im sich wechselseitig öffnenden Berlin der Jahre 89/91 hatten sie ja nicht zufällig ihre große Zeit – Euphorien kommender Erfolge, als würden die Karten zur Aufteilung grenzüberschreitender Reviere neu gemischt. Aber wo die öffentliche Sichtbarkeit auf fremdem Territorium schon fast den ganzen Machtanspruch dokumentierte, stieg selbstverständlich und in erster Linie der Erfolg erkennungsdienstlicher Arbeit an. Polizeilicher und justizieller Verfolgungsdruck hat die vermeintlichen *gangs* aufgelöst und die *gangbanger* auf Heimspiele zurückgeführt. Und die kontinuierliche Angriffslust wuchert heute, aus den großen Gruppen und großen Feindbildern entbunden, kleinteilig und namenlos im Alltag der Jugendlichen fort.¹³ Dieselben regionalen Hegemonien erklären ferner, warum die Welle der Gewalt gegen Asylbewerber seit 1991, die ebensoviel nationalistisches Ressentiment wie verschobenen Sozialprotest und schiere Lust auf Pogrome band, im Ostteil und erst recht im Umland, aber weniger im alten Westberlin ihre nachhaltigen Spuren hinterlassen hat.¹⁴

Verständlich wird aber auch, warum Prophezeiungen der Gewaltentwicklung in der Zone zwischen Delinquenz und Politik so schwierig sind. Er-

12 Die (Atmosphäre der) Bedrohung war bis 1989 immerhin schon soweit gediehen, daß die Westberliner Schulverwaltung am 20. April, dem hundertjährigen Geburtstag Hitlers, ausländischen Kindern den Schulbesuch freistellte, weil rechtsextreme Überfälle angekündigt worden waren. Das Erlebnis hat erhebliche Wirkungen auf die Militanzbereitschaft ausländischer Jugendlicher gehabt (vgl. Ohder 1992, 146).

13 Symptomatisch für die multiplizierten Rivalitäten und selbst-/zerstörerischen Aggressionen ist die (in einem Fall vorübergehende) Schließung zweier Jugendzentren in Kreuzberg wegen massiver Gewalt gegen Sozialarbeiter und von Arabern, Türken, Kurden untereinander (vgl. taz vom 13./14.9.97).

14 Seit der Berliner Verfassungsschutz (ab 1991) die rechtsextremen Vorfälle für ganz Berlin erfaßt, werden kontinuierlich ca. 2/3 der Skinhead(s)/-Aktivitäten und der Gewalttaten im Ostteil der Stadt registriert. Die Unterschiede prägen sich noch deutlicher im Kontext eskalierender Ereignisse aus: Durch den Pogrom in Rostock-Lichtenhagen während der letzten Augustwoche 1992 angestoßen, werden in der Zeit vom 23.8.-1.10.92 10 (versuchte) Brandanschläge auf Wohnheime von Ausländern und Asylbewerbern sowie türkische Imbisse in Ostberlin gemeldet, ein Brandanschlag auf eine Schwulenkeipe und ein antisemitischer Sprengstoffanschlag auf ein Mahnmal dagegen im Westteil der Stadt. (Verfassungsschutzbericht Berlin 1992, 233ff). Im Berliner Umland ist das rechte Jugendmilieu zur dominanten, vielerorts zur einzigen Subkultur geworden (vgl. hierzu, wenn auch nicht auf neuestem Entwicklungsstand, Erb 1994, Wagner 1994, Sturzbecher/Dietrich/Kohlstruck o.J.)

eignisse und die Bewegungen, die sie anstoßen können, sind nicht vorherzusagen.¹⁵ Langfristige kriminologische Trends sind dagegen absehbar. Es gibt keinen Grund, einen nachlassenden Hang zur Delinquenz bei Jugendlichen und Heranwachsenden anzunehmen. Im Gegenteil: sie ist, wo die gängigen Markenklamotten und andere Objekte der Begierde schon das wachsende und nicht aufzuhebende Wohlstandsgefälle spiegeln, zu nicht geringem Teil auf dem Weg zur Armutskriminalität. Im Segment einer Jugend, das die gesellschaftlichen Spaltungen auf engstem Raum spiegelt, wird Mertons klassische Theorie der Anomie (1957/1968)- die Verfolgung legitimer Ziele mit illegitimen Mitteln – aufs anschaulichste wahr. Die normative Einbindung in die Gesellschaft wird schwächer, wenn fürs konventionelle Verhalten kein Lohn mehr winkt. Die Tendenz kreist tatsächlich die 2. und 3. Generation der Migranten als *eine* ihrer aussichtsreichen Kandidaten ein. Umso mehr, wenn *außen* eine ethnisch diskriminierende deutsche Gesellschaft die Türen schließt und wenn *innen* der familial gewendete, zusätzliche Kulturkonflikt noch den letzten Halt zerreißt. Das treibt in die »Bande«. Aber *gangs*? Da sind die Berliner Zugangswege zur organisierten Kriminalität und ihren Absatzmärkten versperrt, ihre Branchen, Drogen- und Waffenhandel, Schutzgelderpressung, Zuhälterei und Menschenhandel, Schmuggel und KFZ-Verschlebung, von anderen, Mächtigeren, belegt.

Wilde Kinder

Berlin – ein lakonisches Resumé, taugt nicht als Hauptstadt der Jugendkriminalität. Und seit Migrationskonflikte und Fremdenhaß die Jugendkultur politisieren, hat Berlin auch den alten Rang der Kapitale politischer Jugendbewegungen verloren. Doch keine Stadt, die wie das ummauerte, alte Westberlin, Hochburg aller bundesdeutschen Bohèmiens und schrillen ästhetischen Szenen, bis heute folgenreich den Unterschied zwischen Kunst und Leben eingeebnet hat. Darin hatte Jürgen Habermas das Charakteristikum der subversiven Gegenkulturen der Jugend gesehen. Sie hätten vollendet, was in der Hülle der modernen Kunst entstanden war: Befreiung einer expressiven Subjektivität aus den Konventionen des Alltags im Medium der Vereinigung von Kunst und Leben (1987, 326). In unterschiedlichen Namen und Begründungen – ob Wertewandel, Paradigmenwechseln, kulturellen Motivationskrisen etc. – hatten Habermas und andere ihre Theorien über den Stand und das Konfliktpotential gesellschaftlich möglicher Selbstverwirklichungsansprüche entworfen. Nur hatten sie alle die Rech-

15 Das trifft insbesondere auch auf die Frage zu, ob die diversen Nationalismen ausländischer, islamischer Jugendlicher wirklich ins Fahrwasser des »Verlockenden Fundamentalismus« geraten (Heitmeyer/Müller/Schröder 1997).

nung auf die Gegenkulturen der Selbstverwirklichung ohne die Kulte gewaltträchtiger Selbstbehauptung, auf die Freiheitsräume der Postadoleszenz ohne die *wilden Kinder* gemacht.

Schon am Berliner Punk der später 70er Jahre war allerdings zu lernen, daß die *gelebte Kunst* kein Privileg gebildeter Mittelschichtsjugendlicher blieb. In London zwischen Kunsthochschule und den Boutiquen der Kings Road entstanden, arrangierte der Punk die Dinge des alltäglichen Gebrauchs, ihren gegenständlichen und akkustischen Abfall, den Müll und den Lärm, zum Bild einer Zivilisationskatastrophe, das in gehobener Stimmung am eigenen Leib zu tragen war. Und grelle, zerrissene Gestalten, die das »Wenn alles getan ist« einer Berliner Bier-Reklame in ein apokalyptisches Signal ummünzten, führten alsbald vor, wie aus der inszenierten Bettelei als letztmöglichster geschichtsphilosophischer Haltung eine letzte Einkommensquelle an den Eingängen zur U-Bahn geworden war.

Heute breitet sich – anders als damals – das »no future« in wachsender Übereinstimmung mit der Spaltung der Arbeitsmärkte und der Bildungsstätten aus.¹⁶ Aber nicht allein Armut und Ausgrenzung haben hier, am Wendepunkt der Gesellschaft und der Jugendkulturen, »motivbildende Kraft«. Konservativ an Anerkennung in einer »Arbeitsgesellschaft« orientiert, die ihnen Integration und Aufstieg nicht mehr bieten kann, klagen unterprivilegierte Jugendliche quer durch die Szenen den Schaden, den sie in einer sozial rückschrittlichen »Wirtschaftsgesellschaft« nehmen, durch selbstorganisierte Entschädigungen in der »Erlebnisgesellschaft« (Schulze 1993) ein. An deren Fortschritt nehmen sie mit maximalem Einsatz teil. Aufschlußreich hat sich das neue Gewaltmilieu längs erlebnisintensiver Mittel entwickelt: zwischen den Ritualen des Samstagsfiebers, das der Fußballhool als Freizeitspaß ohne Maß zelebriert, und den Möglichkeiten freier Image-Inszenierung von Skinheads, *ghetto-kids* und anderen mit Mitteln des subkulturellen Stils, spannt sich das ästhetisch integrierte und differenzierte, habituelle Netzwerk der Gewalt. Die *action* ist ihm zum höchsten Kulturgut geworden; und es hat, obgleich bildungsfern, trotzdem seine eigenen, alternativen Kulturakademien: Videotheken mit ihren Kultfilmen steuern den theoretischen¹⁷, Kampfsportschulen den praktischen Teil der Ausbildung

16 Auch davon legt der städtische Kunstraum Zeugnis ab. Als wäre sie von tiefer Einsicht in den epochalen Umbruch gelenkt, überzieht die Graffiti-Kultur heute mit sicherer Hand die richtigen Orte mit ruinösem, verwilderndem Charme: die Netze von U-, S- und Eisenbahn, an denen die alte, nun absterbende industrielle Stadt ihre stärksten Fortschrittssymbole hatte.

17 Es scheint, als seien die Videorecorder, seit 1980 verbreitet, zur rechten Zeit gekommen, um von den neuen Subkulturen der unteren Schichten genutzt zu werden und um hier (mit Ausnahme des HipHop und natürlich des Punk) den Mangel an eigener (ästhetischer) Produktivität zu kompensieren. Je niedriger jedenfalls der Bildungsgrad und je näher am Milieu der Fußball- und Body-Building-Fans, desto mehr steigt der Video- und Gewaltkonsum (männlicher) Jugendlicher an (vgl. Lukesch 1989, 31, 36, 191, 194).

bei. Der gewöhnliche jugendliche Delinquent früherer Jahre ist – kulturell hochgerüstet – als wertgewandelter Schläger zurückgekehrt: »expressiv«, »dezentralisiert«, »seine Welt von den Bedürfnissen des« (eben nur prügelnden) »Individuums her aufbauend«; und vor allem: geil auf Gewalt, die Weg und Ziel seiner Selbstverwirklichung ist. Und auf den Straßen findet, unterhalb der politischen Fronten, zur ästhetischen Überwindung der Tristesse auch und gerade *style war* und *gelebtes Kino* statt. Wo Köpfe aneinanderschlagen, liegen auch irrealer Räume und Zeiten quer – The Warriors in der Bronx mit und gegen Kampfbünde der Weimarer Republik. Wer die wirren Szenarien überblickt, dem wird vordringlich eines klar: vor den alternativen Kulturen der Bildungsschichten haben die diversen Selbstbehauptungskulte unterprivilegierter Jugendlicher einen Vorsprung gewonnen – zumindest an öffentlicher Ausdrucksmacht.

Und vielen scheint es ja, ohne daß eine zumindest beschreibungsfähige Sprache schon zuhanden wäre, als habe diese Wende auch eine neue, subtile Sozialpathologie zum Vorschein gebracht. Je mehr der Wille zur öffentlichen Manifestation die sozial Unteren und auch die immer Jüngeren ergreift, desto mehr wird hinter der verführerischen Annäherung von Kunst und Leben eine böartige *Eintrübung des Unterschieds von Ernst und Spiel* sichtbar.

Der Raub, das privilegierte Delikt unter den Jüngsten, fällt selber darunter. Gerade seine Verbreitung hielt nicht nur mit der Armut Schritt. Fußballfans hatten das »Abziehen« von »Kutten« als Teil einer stillschweigend verabredeten, wechselseitigen Trophäenjagd ins Repertoire der Jugendkultur eingeführt. Entgrenzt aus der Verabredung zweier Kontrahenten hat es sich nun in die Alltagswelt der Kinder und Jugendlichen eingelagert. Mit Ausnahme der Räder, teuren Basketballschuhe und Jacken ist die Ausbeute meist eher gering: Kleingeld, die BVG-Karte, Walkman samt Kassetten etc. Den Kick gibt das Erlebnis von Dominanz und Unterwerfung (Ohder 1992, 87, 97) – in einer Zwischenzone von Bereicherungsabsicht und üblem Scherz, auf den man sich herausreden kann: zum *Gang-* das *Gangstaspiel*. So sind, unter der spröden Oberfläche der statistischen Zunahme des Raubes, längst auch zwei Realitätsgeltungen in den Wettstreit um die Vormacht getreten: für die einen ist Gesetzesbruch, was den anderen geradezu als Spielregel gilt. Kein Zweifel, das Spiel ufert in gleichem Maße aus, wie das Netz alltäglicher sozialer Kontrolle schwindet und das Wissen um die Normverletzung in den peer groups in Vergessenheit gerät. Doch nicht allein in der Verschiebung der Verhältnisse von Einfluß und Macht liegt das Problem. Die Pointe liefert die Umstandslosigkeit, mit der das wilde Spiel von den Schauplätzen der sozialen Wirklichkeit selber Besitz ergreift; und mehr noch der Hang zur Vollständigkeit und zur Konsequenz, wenn die Akteure ihre *Gegenspieler* als unbetene *Mitspieler* und die realen Folgen

ihres Handelns in ihr Spiel integrieren – als Risikomaximierungen, die den Reiz erhöhen. Dieselben Fußballhools hatten den Plot von Räuber und Gendarm ja auch unter Realbedingungen, in Echtzeit, unter Einbezug des gesamten Stadtraums gespielt. Unter massivstem Polizeieinsatz wurden die wahren Rekorde errungen, die Verwüstung von Zügen, Entglasungen von Innenstädten etc.

Das Szenario von *gang*, *ghetto* und *grafitti* variiert das Thema; es verwandelt den städtischen Raum mitsamt den erlebten Realien ruinöser Viertel, eigener Marginalität und empfundener Diskriminierung in den selbstgeschaffenen Erlebnispark. Die *gang* – das Zauberwort der Gemeinschaft junger (noch nicht) Männer; das *ghetto* – der aus der Not in die Tugend umgelogene, vibrierende Überlebenskampf; die *grafitti* malen das Dekors. Und aufschlußreich der Jargon der Grafitti-szene: *toys*, Spielzeug, werden die Jüngsten, gerade praktisch Anzulernenden genannt. Doch die Namen der zu lernenden Praktiken – *battle* für den Wettstreit um die meisten und besten *tags* und *pieces*, *bombing* für das großflächige Bemalen – kündigen ernstere Folgen an. Gemeint sind weniger die wiederkehrenden Deutungsdifferenzen: daß die Justiz die Malereien als Sachbeschädigungen, das übliche »Abzocken« von Farben etc. als Beschaffungskriminalität zählt. Die Sprayer verteilen ihre Spuren ja wie sichtbar gewordene Existenzbeweise, draußen, in der Stadt; nach innen ist die Szene längs der Konkurrenz um Anerkennungsprofite organisiert. Der *fame*, der über die Bilder und über die Größe der Gefolgschaft von *toys* für den *writer* zu gewinnen ist, verlangt *respect*. In der chimärischen Zone zwischen Ernst und Spiel leben die Sprayer, von den *kings*, den Meistern, abwärts, die Hierarchien imaginärer Adels- und Zunftprivilegien nach. Auch sie markieren, neben den Reviergrenzen, wer wo malen darf. Wo die Respektbezeugung verweigert, ja wo die Forderung, etwa durchs rituelle Übermalen (*crossen*) von Bildern, provokativ zurückgewiesen wird, hilft schnell die handfeste, bisweilen bewaffnete Drohung nach; erst recht, wo die *crews* der Sprayer, von eh gewaltbereiten »gangs« instrumentalisiert, als deren Werbeträger nach außen und Hofmaler nach innen fungieren.¹⁸ Und auch die dann bei Messerstechereien Verletzten oder die, die beim *bombing* fahrender Züge aus geöffneten Türen heraus und beim Surfen buchstäblich »auf der Strecke« blieben, bieten nicht zwingend den Anlaß zum Abbruch des todernsten Spiels. Sie fügen sich in die Endlosschleifen der Risikomaximierung ein und bestätigen, was das Maß der erregenden Dinge des außergewöhnlichen Lebens ist:

18 2000-3000 Jugendliche spraysen nach Schätzungen der Berliner Polizei, ohne fest in die Szene eingebunden zu sein. Hier ist dagegen von deren hartem Kern die Rede. Einen aufschlußreichen Bericht vom Leben zwischen *gang*, *ghetto* und *grafitti* gibt der kroatische Junge, der unter dem Namen Odem von 1988-1996 seinen Königsweg durch die Berliner Szene machte (Deppe 1997).

hardcore action – das normale Leben hinter sich lassen und zum harten Kern gehören, wie Odem, ein *king* der Sprayer, sagt (Deppe 1997, 14f). Riskante Szenen, die Gelegenheit zu heroischem Verhalten und zu daraus folgenden moralischen Gratifikationen bieten – so hatte Ervin Goffman (1971) vor 30 Jahren die *action* analysiert. Die Rede von der *action* entstand in der Welt der professionellen Glücksspieler. Mit der Höhe des Einsatzes und der Größe des Wagnisses entfaltete sich der intensive *thrill*; an der *coolness* als moralischer Haltung in Charakterwettkämpfen, an der Fähigkeit, die Überraschungen des Spiels mit Haltung zu parieren, fand die *action* ihr Maß. Doch eben darum liest sich die Studie und mit ihr die Sache heute so altherwürdig – antiquiert. Mochte Goffman auch noch die weiten Umlaufbahnen verfolgen, auf die die Spieler als erste das Wort geschickt hatten.¹⁹ Jene jüngeren Metamorphosen blieben ihm verschlossen, als die Subkulturen der Gewalt das Wort und die Sache in eigener Regie übernahmen:

»Das war voll die dicke Action. Kampfhunde waren da am Start, alle möglichen Waffen, Gruppen, die durch die Straßen zogen und sich prügeln, dazwischen Leute, die mit ihren Autos voll Speed auf irgendwelche Menschenansammlungen zuhielten. Der Wahnsinn.« (Deppe 1997, 38)

So liest und lebt sich die *action* am Ende ihrer langen Reise, in Berlin und anderswo. Als Realexperiment auf die Intensivierung des Lebens, als *thrill*-Maximierung jenseits aller Charakterprüfungen gewinnt sie heute Gestalt. Im selben Maße riß das moralische Band der *action*, wie der Rausch und das Mysterium der Gewalt in ihr Zentrum trat: besinnungslos außer sich und damit bei sich zu sein (Anselm 1994). Entgrenzungen der Brutalität und Ausweitung der Opfergruppen legen davon Zeugnis ab. Quer durch die Fraktionen agieren Kombattanten in einem bewußt auf Verrohung, Enthemmung, Entladung angelegten Kontext. Virtuos beherrschen sie die Techniken der Konfrontation, Selbststimulation und Eskalation. Und die Welle der Gewalt gegen »Asylanten«, die für drei Jahre den Pogrom und den Brandanschlag auf Häuser als Teil des Freizeitangebots rechter Jugendlicher installierte, bot Gelegenheit zu sehen, daß sich auch die organisierte Menschenjagd, der Mord in Sport verwandelt hat. Wer die vorhandenen Milieubeschreibungen, die Interviews und Gerichtsprotokolle durchforstet, wird finden, wie die Täter aus dem tödlichen Ernst das Gefühl enervierten Lebens, aus dem mitlaufenden Charakter bloßen Spiels aber das opake Bewußtsein der imaginären Folgenlosigkeit ihres Tuns und unversehrter, ei-

19 Es drang in den Jargon der kleinen Kriminellen ein, deren Leben im Warten auf die verstreuten günstigen Gelegenheiten besteht, um das Schicksal und mit ihm das Glück herauszufordern. Und andererseits hatte sich während der 60er Jahre die kommerzielle Ästhetik der Werbung der *action* bemächtigt, um dem Konsum sportlicher Wagen, erregender Parfums und scharfer Alkoholika etc. die Lebensform des Abenteurers aufzuprägen.

gener moralischer Integrität ziehen (Bergmann/Leggewie 1993). Zuletzt: Wer von der *action* redet, soll vom *actor*, dem Schauspieler, nicht schweigen. Spiegelbildlich hält der Wandel, die Brutalisierung der *action* mit dem Wandel und der Brutalisierung des Actionfilms, der Massenkultur überhaupt Schritt. Ungeachtet des komplexen Zusammenspiels – an der Überbietungslogik, am Zwang zur Intensivierung schon eingewöhnter Reize haben beide ihr Maß. Und Medien liefern der *action*, den Ritualen und Kulte der Selbstschöpfung und -behauptung, auch die öffentliche Anerkennung. Die Dialektik der skandalträchtigen Nachricht, die mit der Information hinterrücks die Möglichkeit zur Nachahmung in Umlauf bringt, ist hinlänglich bekannt. Subkulturen, Bewegungen, Gewaltserien leben davon. Der Kommunikationsfluß der medialisierten Gesellschaft stiftet ja nicht nur einen Informationsfluß, sondern ebenso ein ästhetisches Netz, das intensive Signalwerte, Identitätsbilder und Möglichkeiten zur Image-Inszenierung verteilt. So werden die Medien noch selber zum Spielfeld, zu Schauplätzen der Eintrübung von Ernst und Spiel. Nach Meinungsmustern wird gewöhnlicherweise geurteilt, ob eine Information als gute oder schlechte Nachricht zählt; und eingeschliffene Rezeptionsweisen wachen ferner darüber, daß man »Information« und »Unterhaltung« konventionell, dem Genre gemäß, zuteilt. Andere durchkreuzen die Rezeptionskonventionen, basteln subkulturellen »Stil« und anderes mehr. Man höre:

»Erst mal kommt Herta, und dann kommt 'ne ganze Weile gar nichts«, antwortet einer auf die Frage, was ihn außer Fußball sonst noch interessiert. »Und dann kommt Deutschland«, fällt ein zweiter ein. Oder: »Karatekämpfer«, schwärmt einer aus einer Straßenclique, die Bruce Lee zum Idol erkoren hat, »wenn der, angenommen nur, der würd' jetzt leben, würd' hier leben auf jeden Fall in Deutschland, hier, ganz schön trouble sein. In Deutschland.«

Das sind nicht nur Interviewsätze von entfesselter Banalität, sondern auch von geradezu erkenntnistheoretischer Dignität. Sie bekunden die Mechanik, nach der zwar keine kohärenten Weltbilder (wer hat die schon), aber videotisierte und politisierte Bilderwelten entstehen. Buchstäblich *ver-rückt* werden zur Verfügung stehende Mittel von ihnen konventionell zugeschriebenen gesellschaftlichen Orten: Fanatismus für sportive Helden, Filmplots, Gewaltbilder werden der sogenannten Unterhaltungssphäre entrissen und auf der Straße in »Echtzeit« ausagiert; die Straße, der Ort der gewöhnlichen Devianz oder Delinquenz, wird in die Sphäre des Politischen hinübergeblendet – und in Deutungen interpretiert, in denen wiederum Fragmente politischer Ideologeme, zu *buttons* geronnen, mit Genrebildern und Genrehelden fusionieren. Dem »Jugend-Irre-Sein«, wie Katharina Rutschky jüngst sagte, korrespondiert in der postmodern gewordenen Gesellschaft ein künstlicher Wahn. Kein Zufall, daß *wilde Kinder* ihm verfallen – in genau jenem lebensgeschichtlichen Augenblick, wo außen, sozial, bereitetes Scheitern ins Bündnis mit einem inneren Zwang zur Infantilität gerät; wenn das Spiel in Heldenrollen, Teil der Aneignung der erwachsenen

Welt, sich in die Abwehr einer abweisenden Welt verkehrt. Darum reichen die Feinderklärungen, die massenhaft den Interviews mit Kinderkombattanten aller Fraktionen zu entnehmen sind, auch nicht schon für die Aussichten auf einen, nach Enzensberger (1993): »molekularen Bürgerkrieg«; aber doch für Ansichten einer molekularen Anomie – Wildnis in den Köpfen. »Die Linken« – weiß ein Mädchen zu berichten, die bei den Rechtsradikalen ist, damit sie »Umgang hat« – »haben so Zeckenschuhe an, die nennt man 'Linkenschuhe', weil vorne Gummi ist, schwarz oder andere Farben, mit Kappen«...²⁰

* * *

Wenn ein Straßenzug reif dafür ist, vielleicht nur, weil drei Halbwüchsige ins kritische Alter eingetreten sind, treibt diese Wildnis ihre Röhren ein Stück weiter durch die Stadt. Das gestohlene und demolierte Fahrrad bleibt tagelang auf dem Trottoir liegen. Vielleicht neben den Matratzen und der ausrangierten Spüle, die immer öfter einen Kranz um die Bäume der Straße bilden, seit die Gebühren für Sperrmüll erhöht worden sind. Und dann und wann zündet einer auch ein Auto an.

Die Politik hat den Zeitpunkt entgegenzusteuern längst verpaßt. Sozialarbeiter, die den nicht existierenden *gangs* dennoch das Wort reden, wechseln, mutlos geworden an der eigenen Profession, über zur Ghettofaszination. Darum scheint eine neue Kunst der Stadtbewohner vonnöten: das eigene Viertel zu lieben und zu verteidigen, ohne zum Blockwart zu konvertieren.

Literatur

- Anselm, Sigrun (1994): Primäre und sekundäre Motive für jugendliche Gewalttaten, in: *Bergmann/Erb (Hrsg.)(1994)*, 143-155.
- Benz, Wolfgang (Hrsg.) (1994): *Rechtsextremismus in Deutschland*, Ffm.
- Bergmann, Jörg; Leggewie, Claus (1993): Die Täter sind unter uns. Beobachtungen aus der Mitte Deutschlands, in: *Kursbuch* 113, Sept./93, 7-37.
- Bergmann, Werner; Erb, Rainer (Hrsg.)(1994): *Neonazismus und rechte Subkultur*, Berlin.
- Bietau, Alfred; Breyvogel, Wilfried; Helsper, Werner (1981): Zur Selbstkrise Jugendlicher in Schule und Subkultur, in: *Zeitschrift für Pädagogik*, 3/1981, 339-362.
- Bremer, Peter; Gestring, Norbert (1997): Urban Underclass – neue Formen der Ausgrenzung in deutschen Städten? in: *PROKLA* 106 27/1, 55-76.
- Cloward, Richard A. (1959/1968): Illegitime Mittel, Anomie und ab weichendes Verhalten, in: *Sack/König (Hrsg.) (1968)*, 314-338.
- Davis, Mike (1994): *City of Quartz*, Berlin.
- Deppe, Jürgen (1997): *Odem: On The Run. Eine Jugend in der Grafitti-Szene*, Berlin.
- Enzensberger, Hans Magnus (1993): *Aussichten auf den Bürgerkrieg*, Ffm.
- Erb, Rainer (1994): Rechtsextremistische Gruppengewalt in den Neuen Bundesländern, in: *Benz (Hrsg.)(1994)*, 110-136.

20 Das Zitat stammt aus einem Gespräch mit zwei ca. 13 Jahre alten Mädchen in Ostberlin, abgedruckt in Schröder (1992, 192ff). Die Hertha-Fans sind aus der taz (13.12.82) zitiert. Der »Karatekämpfer« findet sich bei Bietau/Breyvogel/Helsper (1981).

- Farin, Klaus (1997): *Die Skins. Mythos und Realität*, Berlin.
- Farin, Klaus; Seidel-Pielen, Eberhard (1991): *Krieg in den Städten. Jugendgangs in Deutschland*, Berlin.
- Goffman, Erving (1971): *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*, Ffm.
- Habermas, Jürgen (1976): *Zur Rekonstruktion des Historischen Materialismus*, Ffm.
- Hebecker, Eike; Meyer, Erik (1995): Appetite For Destruction: US-HipHop, in: *testcard. Beiträge zur Popgeschichte* 1/Sept.95, 148-155.
- Heitmeyer, Wilhelm; Müller, Joachim; Schröder, Helmut (1997): *Verlockender Fundamentalismus*, Ffm.
- Joas, Hans; Knöbl, Wolfgang (Hrsg.)(1994): *Gewalt in den USA*, Ffm.
- Jugenddelinquenz in Berlin. Jahresbericht 1996*, hrsg.v.: Der Polizeipräsident in Berlin, Landeskriminalamt 143, Zentralstelle für Jugendsachen.
- Kersten, Joachim (1993): Männlichkeitsdarstellungen in Jugendgangs. Kulturvergleichende Betrachtungen zum Thema »Jugend und Gewalt«, in: *Otto/Merten (Hrsg.)(1994)*, 227- 236.
- (1997): Die Gewalt der Falschen. Opfermentalität und Aggressionsbereitschaft, in: *Farin (Hrsg.)(1997)*, 96-117.
- Kotlowitz, Alex (1993): *Kinder gibt es hier nicht mehr. Der Bürgerkrieg in amerikanischen Großstädten*, Reinbek/Hamburg.
- Lukesch, Helmut (1989): *Video im Alltag der Jugend*. Medienforschung Bd.2, Regensburg.
- Mayer, Margit (1997): Berlin – Los Angeles. Berlin auf dem Weg zur »Global City«? in: *Prokla* 109, 27/4, 519-543.
- Merton, Robert K. (1957/1968): Sozialstruktur und Anomie, in: *Sack, Fritz; König, Rene (Hrsg.)(1968)*, 283-313.
- Mowry, Jess (1993): *Megacool*, Reinbek/Hamburg.
- Neuköllner Kinder- und Jugendhilfebericht 1996*, hrsg.v.:Bezirksamt Neukölln von Berlin. Abteilung Jugend und Sport, 3.Aufl.1997.
- Ohder, Claudius (1992): *Gewalt durch Gruppen Jugendlicher. Eine empirische Untersuchung am Beispiel Berlins*, Berlin.
- Ohlemacher, Thomas (1995): Eine ökologische Regressionsanalyse von Kriminalitätsziffern und Armutsraten. Fehlschluß par excellence? in: *KZSS* 4/95, 706-726.
- Otto, Hans-Uwe; Merten Roland (Hrsg.)(1994): *Rechtsextreme Gewalt im vereinigten Deutschland* (Bonn).
- Pfeiffer, Christian (1995): *Kriminalität junger Menschen im vereinigten Deutschland. Eine Analyse auf Basis der polizeilichen Kriminalstatistik 1984-1994*, Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen, Forschungsberichte Nr. 47.
- Sack, Fritz; König Rene (Hrsg.)(1968): *Kriminalsoziologie*, Wiesbaden.
- Schneider-Sliwa, Rita (1994): Kernstädte – Nährboden der Gewalt, in: *Joas, Hans; Knöbl, Wolfgang (1994)*, 21-47
- Schröder, Burkhard (1992): *Rechte Kerle. Skinheads, Faschos, Hooligans*, Reinbek/Hamburg.
- Schulze, Gerhard (1993): *Die Erlebnisgesellschaft*, Ffm.
- Sozialstrukturatlas Berlin 1995*, hrsg.v.: Senatsverwaltung für Gesundheit Berlin.
- *Fortschreibung 1997*, hrsg.v.: Senatsverwaltung für Gesundheit Berlin.
- Sturzbecher, Dietmar; Dietrich Peter; Kohlstruck, Michael: *Jugend in Brandenburg* 93, hrsg. v. der Landeszentrale für Politische Bildung (o.J.).
- Verfassungsschutzbericht Berlin 1992*, hrsg.v. Landesamt für Verfassungsschutz Berlin.
- Wagner, Bernd (1994): Gewaltaktivitäten und »autonome« rechtsextrem-orientierte Strukturen in den neuen Bundesländern, in: *Bergmann, Werner; Erb, Rainer (Hrsg.)(1994)*, 77-98.
- Whyte, William F. (1943): *Street Corner Society*, Chicago.